

Gastkolumne

Aufs Ausland
versessen,
vom Ausland
vergessen

Die Schweiz war stets diskreter
Zaungast des Weltgeschehens –
und profitierte davon. Heute ist
diese Unsichtbarkeit ein Problem



Caspar Hirschi

In einer Sache kann einem die Schweiz leidtun. Es gibt kaum ein Land, das sich mehr für das Geschehen jenseits der eigenen Grenzen interessiert. Jüngstes Beispiel war das vergangene Abstimmungswochenende, als die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare eingeführt wurde und die Hauptausgabe der «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens zuerst über die deutschen Wahlen berichtete. Gleichzeitig schmort die Schweiz unbeachtet von der Weltgemeinschaft im eigenen Saft. Was hierzulande bewerkstelligt wird, findet bereits im benachbarten Ausland kaum Beachtung. Bundesbern ist in Berlin oder Paris so sichtbar und gern gesehen wie Schweizer Filme auf Netflix.

Einseitiger kann eine Beziehung kaum sein, und das hinterlässt in der helvetischen Gemütslage langsam Spuren. Es geht uns wie einem beflissenen Partygänger, der über alle Anwesenden Bescheid weiss, von diesen aber wie Luft behandelt wird und in einer einsamen Ecke ins Grübeln gerät, ob er zur Konversation noch etwas Eigenständiges beizutragen hat. Wer im autonomen Nachvollzug fremder Erlebnisse und Entscheidungen aufgeht, verliert irgendwann das Vermögen, das eigene Dasein zu verstehen und zu gestalten. Die Unsichtbarkeit als Zaungast des Weltgeschehens

dient nur noch dazu, die eigene Blösse zu verdecken.

Neu ist die Situation des unbeachteten Beobachters für die Schweiz nicht, und lange überwogen ihre Vorteile. Hervorgegangen ist sie im 19. Jahrhundert aus einer Kombination eigenössischer Besonderheiten. Da war zuerst die kulturelle Randlage in drei grossen Sprachregionen. Sie warf Deutschschweizer, Romands und Tessiner in ein Wechselbad aus Minderwertigkeitskomplexen und Überlegenheitsallüren gegenüber ihren Nachbarn gleicher Sprache, die schneller, lauter und eleganter redeten, ohne zwingend mehr zu sagen. Man konnte nicht weghören, aber wollte noch weniger dazugehören und zog sich gern in die Kommentatorenrolle des unbeteiligten Voyeurs zurück.

Eine zweite Besonderheit war der Aufstieg der Schweiz zu einer globalen Wirtschaftsmacht. Industriekonzerne, Handelshäuser und Finanzinstitute waren auf Nachrichten aus aller Welt angewiesen, um gegen die internationale Konkurrenz zu bestehen. Ihr Informationsdurst erklärt unter anderem, warum die wirtschaftsliberale NZZ in der Zeit der Weltkriege, als zuverlässige Nachrichten aus dem Ausland für Schweizer Firmen überlebenswichtiger wurden denn je, ein internationales Korrespondentennetz aufbaute, das alle deutschsprachigen Zeitungen überstrahlte. So viel global tätige Unternehmen über ferne Länder in Erfahrung bringen wollten, so wenig gaben sie über ihr eigenes Tun preis. Nirgendwo auffallen und überall mitmischen wurde zur Diskretionsdevise helvetischer Wirtschaftskapitäne.

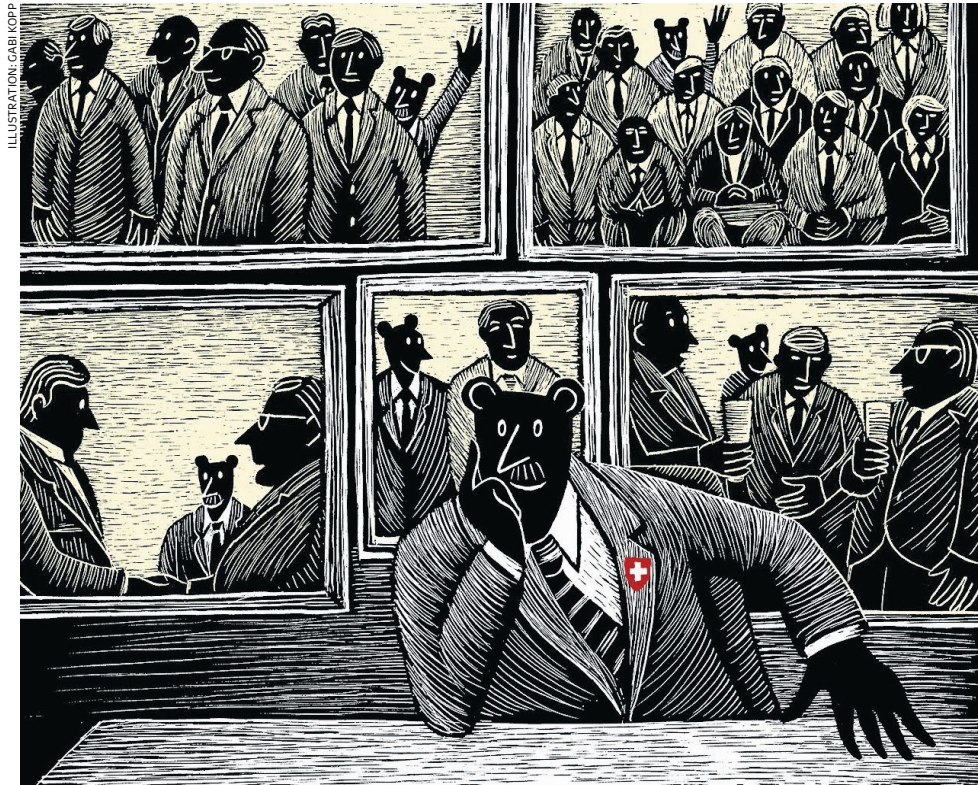
Eine dritte Besonderheit steht im Kontrast zu den weltumspannenden Ambitionen der Wirtschaft. Es war die Selbstbescheidung der Schweizer Politik auf die föderale Kleinstaa-

tere mit rudimentärer Präsenz auf internationalem Parkett. Nach der Gründung des Bundesstaates erhielt die Schweiz zwar ein Aussenministerium, aber es war eine Hülle ohne Inhalt und Personal. «Grosse» Männer, die unter den Augen der internationalen Öffentlichkeit im Mähtekonzert mitspielten, konnten auf hiesigem Boden keine gedeihen. Stattdessen hing politischer Erfolg von der Fähigkeit ab, sich kleiner zu machen, als man war, und so blieb es auch, als sich das Bundeshaus endlich den Frauen öffnete.

Immerhin aber war die Schweiz im 19. Jahrhundert das aufregendste Experimentierfeld der Demokratie in Europa, und das nicht zuletzt dank der Mitwirkung von politischen Flüchtlingen aus verknöcherten Fürstentümern. Heute jedoch dümpelt sie richtungslos vor sich hin und wechselt erst dann den Kurs, wenn die Frontalkollision mit einem grossen Tanker naht. Das geschah bei der viel zu spät erfolgten Abschaffung des Bankgeheimnisses, und es droht nun auch im Nadelstich-Crescendo der EU. Das Begräbnis des Rahmenabkommens war nicht deshalb erschreckend, weil die Schweiz den Verhandlungstisch verliess, sondern weil sie es ohne jeden strategischen Weitblick tat. Vor lauter Fixierung auf die Motive der EU wusste man nicht mehr, was man eigentlich wollte.

Wer unvermeidliche Richtungsentscheide bloss verschleppt, bringt sich selbst um seine Souveränität. Die Schweiz hat sich von einer Position der gewollten Unsichtbarkeit in eine der selbstverschuldeten Unmündigkeit manövriert. Das einzugestehen, wäre der erste Schritt zur Besserung.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

«Bild» und
«Blick» klingen
nur ähnlich



Felix E. Müller

Das der «Bild»-Chefredaktor Julian Reichelt über Affären mit jungen «Bild»-Journalistinnen straukelte, kann nicht überraschen. Der einstige Kriegsreporter war stets draufgängerisch unterwegs, auch publizistisch. Reichelt pflegte harten Boulevard in Reinkultur, mit blutigen Crime-Stories («Die Bestie von Herne»), Täterfotos ohne schwarze Balken und nackten Girls. Politisch positionierte man sich rechts. Das Rezept war erfolgreich: «Bild» ist das meistbesuchte Medienportal Deutschlands. Wegen seines Erfolgs, seiner journalistischen Methoden und seiner politischen Positionierung wird es in der deutschen Medienbranche intensiv gehasst, wie ich als Jury-Mitglied des Henri-Nannen-Preises einst selbst erleben konnte.

Bemerkenswert ist, dass das einstige Schwesterblatt «Blick» in der Schweiz einen völlig anderen Weg eingeschlagen hat. Politisch steht Ringiers Medium links, es will nur noch «faire Crime-Berichterstattung» pflegen, die Täter nicht blossstellen, sondern sie möglichst sachlich beschreiben. Sex wurde fast völlig aus dem Angebot gestrichen; «Blick» könnte diesbezüglich als Hausblatt eines Nonnenklosters durchgehen.

Interessanterweise ist auch «Blick» erfolgreich. Zu erklären ist dies wohl mit den unterschiedlichen Medienlandschaften in Deutschland und der Schweiz. Ennet dem Rhein gibt es für «Bild» keine Konkurrenz in der rechten Boulevardpublizistik. In der Schweiz dagegen ist hier teilweise «20 Minuten» unterwegs, auch «Watson» betreibt Boulevardjournalismus – jedoch beide mit Zurückhaltung. Eine Marktlücke gibt es hier nicht mehr, weshalb «Blick» sein Glück in einem politisch korrekten Boulevard in der Mitte suchte. Das funktioniert offenbar, was zur Folge hat, dass es in der Schweiz kein hartes Sex-and-Crime-Boulevard-Produkt mehr gibt. Immerhin ein Fortschritt.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Und wenn wir uns nicht getrennt hätten?



Nicole Althaus

Es gibt sie, die Menschen, die den Ersten heiraten, an den sie ihr Herz verlieren, und dann den Rest ihres Lebens in ungetrübtem Glück verbringen. Alle anderen hingegen werden das Gefühl kennen, das einen überkommt beim Betrachten bestimmter Habseligkeiten oder der Vergangenheit schlechthin. Jenes zu Beginn giftige, später oft melancholische Gemisch aus Schmerz, Schuld, Zuneigung, Trauer und manchmal auch Dankbarkeit. Und die Frage, die jede Trennung begleitet, vor allem wenn Kinder involviert sind. Was wäre geworden, wenn?

Ich weiss es doch auch nicht, denke ich, als ich mit der Bekannten am Seeufer sitze, die sich mit ebendieser Frage quält. Mag sein,

dass sie wirklich etwas zu viel Zeit im Büro verbracht hatte und ein bisschen wenig mit ihrem Mann. Sie vermutet das. Und er bestätigte sie darin, als ob sie allein für die Organisation der gemeinsamen Zeit verantwortlich gewesen wäre, so wie für die Geburtstage der Kinder und den Blumenstrauß für die Gastgeber. Als ob moderne Eltern mit zwei Kindern und zwei Karrieren überhaupt je genug Zeit haben könnten und die Tage nicht bis an die Schmerzgrenze dehnten, so wie Sportler ihre Muskeln. Wäre der Bruch der Ehe bloss eine Folge von zu wenig gemeinsamer Zeit, dann gäbe es nur noch Alleinerziehende. Ausserdem waren die Kinder der Bekannten schon recht gross und selbständig. Vielleicht war es umgekehrt, denke ich, und beide wussten schlicht nicht mehr, was sie anfangen sollten mit der gemeinsamen Zeit, die gerade mehr zu werden drohte.

Sagen tue ich, dass ihre Trennung wenigstens kein finanzielles Problem sei, wie beim gemeinsamen Bekannten X, der seit der Scheidung in einer kleinen Zweizimmerwohnung lebt und die Frau samt Haus, Hund und Kindern finanziert. Und dass sie in Sachen Familie auch nicht auf Feld eins

zurückgeworfen werde, wie Y, ein Kollege aus gemeinsamen WG-Zeiten, der zwei Kinder in Ausbildung hat und ein drittes im Tragetuch, weil die zehn Jahre jüngere Zweitfrau unbedingt ein Last-Minute-Baby wollte.

Doch damit lässt die Bekannte sich nicht trösten. Im Gegenteil. Sie sieht vor ihrem geistigen Auge schon den Ex-Mann mit Zweitfamilie und leuchtenden Augen unter dem Christbaum sitzen und sinniert, ob sie nicht hätte bleiben sollen.

Einen Moment wird es still am Seeufer, und ich denke an all die Paare in meinem Adressbuch, die sich vor ein paar Jahren getrennt haben und nun mit neuen Partnern und neuer Jungmannschaft am Wochenende den Zoo besuchen oder aber in zwei Wohnungen um die Deutungshoheit über die gemeinsame Zeit ringen. Da sitzen sie dann also alle bei einem Glas Wein: gleicher Alltag, gleiche Jobprobleme, neuer, oft aber nicht ganz unähnlicher Partner, dieselben Sehnsüchte und unerfüllten Träume. Einzig die Vermögensverhältnisse und die Freizeitorganisation haben sich durch Trennung und Patchwork von Grund auf verändert. So ganz nüchtern betrachtet, denke ich, haben sich

Wäre der
Bruch der Ehe
bloss eine
Folge von
zu wenig
gemeinsamer
Zeit, dann
gäbe es nur
noch Allein-
erziehende.

bei wenigen Bekannten der Schmerz und der Geldverlust für die Trennung gelohnt. Hätte meine Bekannte also bei ihrem etwas egomanen Ehemann bleiben sollen?

Dieser hätte zwar ihren Job auch weiterhin niemals so ernst genommen wie den seinen, allerdings ärgert sie sich ja bis heute täglich über sein mangelndes Engagement in Familiendingen, nun einfach bei der Ausübung des gemeinsamen Sorgerechts. Und Kollege X? Wäre er im grossen gemeinsamen Haus mit der seiner Meinung nach beschränkt entwicklungswilligen Frau so viel unglücklicher gewesen als mit wechselnden Liebschaften in der beengten Wohnung und bedeutend weniger Pensionskassenkapital?

Ich weiss es nicht. Aber ich ahne, dass die Frage falsch gestellt ist. Weil das Adjektiv «glücklich» nur grammatikalisch eine Steigerungsform kennt. Und so tröste ich meine Bekannte, dass Glück vielleicht nicht nur ein Gefühl sei, sondern auch eine Entscheidung. Auf dem Heimweg denke ich, dass das ein bisschen wohl auch für die Liebe gilt.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».